

Durch die Griechen zu uns selbst zurück – Konstruktionen nationaler Identität im Spiegel von Verwandtschaftsmythos und Griechen-Römer-Antithese

I. Einleitung

Nimmt man die Spiegel-Sonderhefte der letzten Jahre zur Hand und sortiert all diejenigen aus, in denen es um Terrorismus, Schul- und Universitätsrankings oder aber um Gesundheit und Wellness im weitesten Sinne geht, dann bleiben eine ganze Reihe historischer Themenhefte mit wiederum ganz eindeutiger Tendenz übrig. Titel wie: „Hitlers Krieg“, "Die Erfindung der Deutschen", "Die 50er Jahre", "Preussen - Der krieglerische Reformstaat" oder jüngst wieder „Hitlers Machtergreifung“ sind ja nicht bloß Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für Historiker und beruhen auch nicht allein auf den Obsessionen des Herausgebers, sondern sie dienen gerade beim Spiegel als dem Leitmedium des nationalen Mainstreams auch dazu, das offensichtlich große Interesse weiter Teile der Leserschaft an der eigenen deutschen Geschichte und damit an historischer Selbstvergewisserung zu bedienen.

Bei dieser (gar nicht einmal unplausiblen) Dominanz der Beschäftigung mit der *eigenen*, *nationalen* Geschichte fällt es da schon auf, daß demnächst das Spektrum historischer Themen wesentlich erweitert wird, nämlich durch ein Heft über die griechische und, wenn dies erfolgreich sein sollte, wohl auch über die römische Antike. Es sei nun dahingestellt, ob die damit dokumentierte Ausweitung des ebenso historischen wie national-pädagogischen Interesses bereits mit dem nicht ganz freiwilligen Abgang Stefan Austs zusammenhängt; sicher ist, daß auch dieser, sofern es ihm bei seinen Themen tatsächlich um so etwas wie „nationale Identitätsstiftung“ ging, mit diesem Komplex gut hätte leben können.

Denn neben dem Komplex der deutsch-französischen „Erbfeindschaft“ war es bereits seit Mitte des 18. Jahrhunderts auch und gerade die griechische Antike, die als Vorbild und historischer Bezugspunkt einen wesentlichen Anteil an der Herausbildung des bürgerlichen „Wir-und-die-Anderen“, d.h. an der Konstruktion nationaler Identitäts- und Alteritätsvorstellungen hatte und ohne die das nicht zuletzt gegen Frankreich gerichtete Konzept der „Kulturnation“ schwerlich vorstellbar gewesen wäre – schließlich sprach man ja nicht von ungefähr um 1800 in Weimar und Jena von den Deutschen als den „Griechen der Neuzeit“ bzw. andersherum von Griechenland als dem „Deutschland des Altertums“. Daß

diese Selbstzuschreibung nun weitgehend funktionierte, daß also das 1806 untergegangene alte Reich in Teilen des Bürgertums gleichsam durch ein imaginäres „griechisches Reich deutscher Nation“ (Walter Rehm) ersetzt werden konnte, war dabei zu einem guten Teil auch das Ergebnis einer Denkfigur, die trotz ihrer damaligen Virulenz bisher eher unbeachtet geblieben ist¹ – und dies, obwohl sie eigentlich das konzeptionelle Bindeglied darstellt zwischen *Graecomanie* einerseits und *Gallophobie* andererseits. Es handelt sich hier um den Mythos oder das Ideologem von der besonderen Verwandtschaft zwischen Griechen und Deutschen sowie um die damit eng verbundene Griechen-Römer-Antithese, die beide in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kombiniert wurden, sich dann sehr schnell zu einem integralen Bestandteil des deutschen Elitennationalismus entwickelten, um schließlich im Laufe des 19. Jahrhunderts – und paradoxerweise gerade im Zuge der Institutionalisierung ihres eigenen Programms – wieder an Bedeutung zu verlieren.

Im Folgenden soll nun zuerst dargelegt werden, worum es sich bei diesem Ideologem eigentlich handelt, d.h. welche Bestandteile, aber auch welches Attraktionspotential es besaß, um dann anschließend in den drei historischen Phasen seines Gebrauchs jeweils seine Funktion an einigen Beispielen deutlich zu machen.

II. Das Argument

Das Ideologem besteht, wie gesagt, aus zwei Teilen:

1.) Der erste ist der Gedanke einer besonderen Verwandtschaft zwischen Griechen und Deutschen, der erstmals bei Wilhelm von Humboldt formuliert wird und der dann in ganz verschiedener Weise, hauptsächlich aber als Argument zur Verteidigung der Altertumswissenschaften im 19. Jahrhundert gebraucht wurde. Verwandtschaft ist dabei noch nicht biologistisch oder „rassisch“ gefaßt (abgesehen von einzelnen Ausnahmen kommt das erst im 20. Jh.), sondern sie meint hier ein wesenhaftes „Gleichgestimmtsein“ oder eine gegenseitige Attraktion, wie sie im Modell der „Wahlverwandtschaft“ (Torben Olof Bergman) etwa um 1800 populär wurde und von der Chemie auch auf kulturelle und zwischenmenschliche Beziehungen übertragen wurde.

¹ Ausnahmen bilden hier Fuhrmann, Manfred: Die ‚Querelle des Anciens et des Modernes‘, der Nationalismus und die Deutsche Klassik. In: Fabian, Bernhard; Schmidt-Biggemann; Vierhaus, Rudolf (Hg.): Deutschlands kulturelle Entfaltung. Die Neubestimmung des Menschen (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Bd.2/3), München 1980, S.49-67; Rüegg, Walter: Die Antike als Begründung des deutschen Nationalbewußtseins. In: Schuller, Wolfgang (Hg.): Antike in der Moderne (Xenia 15), Konstanz 1985, S.267-287 und Landfester, Manfred: Griechen und Deutsche: Der Mythos einer „Wahlverwandtschaft“. In: Berding, Helmut: Mythos und Nation. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit III, Frankfurt 1996, S.198-219.

Die Ebene, auf der solche Verwandtschaft behauptet wurde, war dabei zumeist die der Sprache oder des damit verbundenen Volksgeistes und seiner Eigenschaften, so daß sich zwischen Deutschen und Griechen also eher ein geistiges Band spannte – das aber so fest, daß etwa noch Heidegger fest davon überzeugt sein konnte, daß nur die deutsche Sprache und sonst keine andere wirklich geeignet sei, griechische Gedanken adäquat wiederzugeben.²

2.) Die andere Figur, die dem Verwandtschaftsargument oftmals normativ zugrunde liegt und dieses recht eigentlich erst motiviert, ist das, was ich in Anlehnung an einen Terminus der Kunstgeschichte die „Griechen-Römer-Antithese“ nennen möchte. Gemeint ist damit ein bereits von Cicero (Tusc. I,3) angestellter und sich dann als Topos verselbständigender Kulturvergleich, bei dem den Griechen originäre Kulturleistungen und eine Vielseitigkeit in Bildung und Charakter zugesprochen wurde, den Römern dagegen bloß politische virtus und militärische Stärke, während sie in kultureller Hinsicht lediglich Abbilder und Kopien der Griechen darstellen sollten.

Das hier schon anklingende normative Gefälle zwischen Urbild und Abbild, das ja bereits der großen „Querelle des Ancien et des Modernes“ im 17.Jh. zugrunde lag, verstärkte sich dabei noch im Gefolge der Zivilisationskritik Rousseaus, die ja ebenfalls einen glücklichen, natürlichen Urzustand gegen die moderne Kultur ausspielte, und war die Voraussetzung dafür, daß die Griechen in der Ausbildung des Konzepts der Kulturnation eine so gewichtige Rolle spielen konnten. Verbindet man nämlich beide Gedanken miteinander, zeigt sich das ganze Identitätsstiftende Potential:

Denn wenn die Griechen trotz (oder auch wegen) dem Fehlen eines einheitlichen Großstaates ein kulturelles Genie ausbilden konnten – und daß es so war, ist eine weiteres, hier nicht näher zu untersuchendes Axiom –, dem wiederum das römische Imperium nur eine stabile Hülle, keinesfalls aber etwas Substantielles hinzufügen konnte, und wenn (dritte Prämisse) gleiches aufgrund volksgeistlicher Verwandtschaft auch für in Deutschland gilt, dann, so der Schluß dieses Arguments, könne nicht nur getrost auf die französischen Vorbilder in Sprache und Kunst verzichtet werden, sondern man wäre ihnen als den direkten Erben bloß römischer „Abbild-Kultur“ per definitionem auch kulturell überlegen, mögen nun die revolutionären Armeen über Deutschland siegen oder nicht.

² Vgl. das posthum veröffentlichte Interview von 1966 in: Der Spiegel 23 (1976), S.193-219 (GA I 16, S.652-683).

Nun kann dieses Argument je nach Umstand natürlich noch modifiziert werden, allein es bleiben m.E. wenigstens drei Grundfunktionen, die wiederum die Attraktivität dieses Ideologems erklären helfen.

- 1.) Da ist zunächst natürlich der *antiromanische* Affekt, der nicht nur die seit dem 18. Jahrhundert virulente Gallophobie vor allem deutscher Literaten bediente, sondern der anfänglich auch eine sozio-politische Dimension besaß, nämlich insofern er angesichts der Gallomanie gerade auf Seiten des Adels zur Formierung einer dezidiert (bildungs-)bürgerlichen Identität beitrug.
- 2.) Nicht zu unterschätzen ist daneben auch die Kompensationsfunktion des Arguments die unter Verweis auf die Überlegenheit kultureller Größe ohne weiteres das Fehlen eines nationalen Machtstaates ausgleichen, ja diesen sogar als hinderlich für wahre, d.h. kulturelle Größe hinstellen konnte.
- 3.) Die dritte Funktion schließlich betrifft das, was in der jüngeren Nationalismusforschung als „Invention of tradition“ (Hobsbawm) bezeichnet wurde, also die mehr oder weniger bewußte Einsetzung oder Übernahme symbolischer Praktiken zur Herstellung kollektiver Identitäten, was hier ja geradezu exemplarisch geschah. Sich dazu der Griechen qua erfundener Verwandtschaft zu bedienen, hatte zudem zwei weitere Vorteile: einmal konnte man an einer bereits weitgehend positiv konnotierten Tradition anknüpfen und deren Eigenschaften einfach per Analogie in die eigenen Selbstzuschreibungen integrieren, zum anderen war diese aber abgesehen von einigen wenigen klassischen Texten bisher selbst ja noch kaum erschlossen und also noch ohne weiteres formbar (was dann ja auch z.B. durch die Ausblendung des Dionysischen mit viel Erfolg geschah).

Sicher ließen sich hier noch weitere Merkmale finden, doch mag dies für eine erstes Verständnis des Ideologems zunächst genügen. Denn welche Funktion jeweils im Vordergrund stand und wie es eingesetzt wurde, zeigt sich am besten am Beispiel und eben an den Phasen seiner Verwendung, womit ich zum zweiten Teil des Vortrages käme.

III. Graecomanie in weltbürgerlicher Absicht

Das bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wirkende Ideologem von der besonderen Affinität von Deutschen und Hellenen tauchte wie erwähnt zum ersten Mal bei Wilhelm von Humboldt und damit an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert auf. Dennoch ist sein Ursprung untrennbar bereits mit dem Namen Johann Joachim Winckelmann verbunden, dem Vater des deutschen

Neuhumanismus, von dem Herder schrieb, er sei „der Grieche unserer Zeit“ gewesen, „der aus der Asche seines Volkes aufgelebt ist, um unser Jahrhundert zu erleuchten.“³ In Winckelmanns 1755 erschienenen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ heißt es nämlich programmatisch: „Der einzige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten [...], sonderlich der Griechen.“⁴ Damit bezieht Winckelmann nicht nur klar Stellung gegen die Fraktion der Modernen aus der Querelle, vielmehr gibt er der Debatte eine neue Wendung dadurch, daß er sich ausschließlich auf die Griechen bezieht und dabei dezidiert zwischen griechischem Original und römischer Kopie unterscheidet. Wieder Winckelmann: „Eine Bildsäule von einer alten römischen Hand wird sich gegen ein griechisches Urbild allemal verhalten, wie Vergils Dido [...] sich gegen Homers Nausikaa verhält, welches jener nachzuahmen gesucht hat.“⁵

Gegenüber dem weitgehend romanozentrischen Antikebild der Querelle, das bis dahin die französische und (zum Leidwesen nicht nur Winckelmanns) auch deutsche Kultur beherrschte, bedeutete die Feier der „edlen Einfalt und stillen Größe“⁶ ausschließlich griechischer Kunstwerke nun aber den Ansatzpunkt, an dem der alte *Epoche*nvergleich zwischen Antike und Moderne – von dem die Querelles beherrscht war – zu einem überzeitlichen *Kulturvergleich* griechisch-römisch werden konnte, wobei letzterer den Dualismus von der „bloß“ römischen Kopie und dem ursprünglichen griechischen Ideal nicht mehr verlieren sollte.

Nun ist diese vorbehaltlose „Griechenpropaganda“ Winckelmanns auch in Deutschland nicht unwidersprochen geblieben – und zwar mit dem Argument, hier würde wieder nur die eigene kulturelle Identität verfehlt (wohl zuerst bei Gottfried August Bürger 1776) – doch letztlich kam es so, wie ein früher Spötter es geahnt hatte: Christoph Otto von Schoenaich, ein fast vergessener Gottsched-Schüler und bekannter Satiriker seiner Zeit, schrieb nämlich schon 1762 in Reaktion auf Winckelmann: „[...]gehet das weiter so fort: so griechenzen wir ärger als die griechenzendsten Griechen gegriechenzent haben.“⁷

³ Herder, Johann Gottfried: Sämtliche Werke, hg. von Bernhard Suphan, Bd.3, Berlin 1978, S.186f.

⁴ Hier zitiert nach Uhlig, Ludwig (Hg.): Griechenland als Original. Winckelmann und seine Rezeption in Deutschland (Deutsche Text Bibliothek, Bd.4), Tübingen 1988, S.23.

⁵ Ebd. S.24.

⁶ Zit. nach Uhlig, a.a.O., S.38.

⁷ Ders.: Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch, in: Critisches und scherzhaftes Lehrgebäude eines Satyrs vom schönen Geschmack der Teutschen, Sorau 1762, S.288. [„griechenzen“ – in Analogie zu „faulenzen“ gebildet: i.S. von „griechische Kunst nachahmen“.]

Auf dem so v.a. eben durch Winckelmann bereiteten Boden konnte nun Humboldt 40 Jahre später seine, wie er es (in einem Brief an Schiller) nannte, „Grille von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutschen“ entwickeln.⁸ Am ausführlichsten findet sich diese ausgebreitet in seiner „Geschichte des Verfalls und Untergangs der griechischen Freistaaten“ von 1807, sie ist aber auch greifbar in den Briefen, die er während der Jahrhundertwende mit Friederich Heinrich Jacobi, Johann Gottfried Schweighäuser oder Goethe wechselte. Humboldt entwirft dort den Plan einer Geschichte Griechenlands, die ganz darauf hin konzipiert ist, die jüngste Niederlage Preußens gegen das napoleonische Frankreich zu reflektieren. Der Zweck sei, so Humboldt, sich „in eine Zeit zu versetzen, in welcher der tief rührende, aber immer anziehende Kampf besserer Kräfte gegen übermächtige Gewalt auf eine unglückliche, aber ehrenvolle Weise gekämpft ward.“⁹ Die Ursache der auf diese Weise erlittenen Niederlagen, die in dieser Geschichte belegt werden soll, liefert Humboldt gleich mit: da nämlich „der Grieche eine zu edle, zarte, freie und humane Natur besass, um in seiner Zeit eine, damals die Individualität nothwendig beschränkende politische Verfassung zu gründen“ und sich also zu einem Macht- und Nationalstaat zu entwickeln, mußte er immer wieder von den „barbarischen Völkern“ besiegt werden und seine Zuflucht daher in der „inneren Freiheit“ suchen, die – das ist der positive Ausblick für die Deutschen seiner Zeit - doch auf lange Sicht noch alle ihre (barbarischen) „Ueberwinder“ kulturell überwinden sollte.¹⁰

Allein schon im Hinblick auf diesen gänzlich ‚unrömischen‘ Rückzug in die Innerlichkeit sei es nach Humboldt daher falsch gewesen, bisher nicht sorgfältig zwischen griechischem und römischem Geist unterschieden und die ganze (klassische) Antike als einen Kulturraum betrachtet zu haben. Einzig die Deutschen hätten dies getan, besäßen sie doch nicht nur „das unstreitige Verdienst, die Griechische Bildung zuerst treu aufgefasst, und tief gefühlt zu haben,“ sondern überhaupt knüpfe sie „ein ungleich festeres und engeres Band an die Griechen, als irgend eine andere, auch bei weitem näher liegende Zeit oder Nation.“ Und etwas später präzisiert Humboldt noch einmal und stellt fest, daß „Deutschland (fremde Leser mögen der wehmütigen Seite dieser Vergleichung die ehrenvolle verzeihen) in Sprache,

⁸ So zum ersten Mal in einem Brief an Schiller vom 22.09.1795, zitiert nach Schillers Werke, Nationalausgabe Bd.35: Briefe an Schiller 1794-1795, hg. von Günter Schulz, Weimar 1964, S.349.

⁹ Humboldt, Wilhelm von: Geschichte des Verfalls und Untergangs der Griechischen Freistaaten. In: Ders.: Werke Bd.3, hg. von Albert Leitzmann, Berlin 1904, S.171.

¹⁰ Ebd. S.171-174. Vgl. auch S.183: „...so bildete Rom in vielfacher Hinsicht immer den Körper, dem Griechenland die Seele einhauchen sollte.“

Vielseitigkeit der Bestrebungen, Einfachheit des Sinnes, in der föderalistischen Verfassung, und seinen neuesten Schicksalen ein unläugbare Aehnlichkeit mit Griechenland zeigt.“¹¹

Was Humboldt hier an Ähnlichkeiten anführt, ist in nuce schon die ganze Bandbreite dessen, was auch späterhin zur Stützung des Arguments von der deutsch-griechischen Verwandtschaft vorgebracht wurde. Auch wenn er grundsätzlich von der Verschiedenheit der einzelnen Nationalgeister und -sprachen ausging, die Griechen also immer noch Fremde blieben, so war für Humboldt die typologische Verwandtschaft und das „ähnliche Gestimmtsein“ zwischen Deutschen und Griechen, auf dem alles Verstehen beruhe, doch schlechterdings evident – was eben leider auch heißt, daß eine nähere Begründung anscheinend für überflüssig gehalten wurde.¹² Deutlicher ist dagegen schon die Funktion des Theorems, die bei Humboldt, wie gehört, ganz auf *Kompensation* abzielte. Die „neuesten Schicksale“, also die politisch-militärischen Niederlagen, die zuletzt gar dazu führten, daß 1806 auch das Römische Reich deutscher Nation zu bestehen aufhörte, sollten dadurch wettgemacht werden, daß an die Stelle politischer Einheit das Bewußtsein von kultureller und durch die Griechen vermittelter Gemeinsamkeit tritt und so – ich erinnere an die kulturelle ‚Überlegenheit‘ der Griechen – ein für die Deutschen letztlich viel größerer Gewinn einträte.

Wenn dabei aber den Deutschen ein privilegierter Zugang zu den Griechen eingeräumt wird, dann impliziert das zwar eine gewisse Exklusivität, doch wird die nationalistische Konsequenz, daraus dann die eigene Überlegenheit abzuleiten, bei Humboldt wie auch bei Winckelmann ausdrücklich nicht gezogen. Vielmehr bleibt es hier noch beim stets individualistisch verstandenen Ideal der Menschenbildung, dessen „reinste Idee“ in den Griechen eben bereits verwirklicht und das von den hier anknüpfenden Nationen jeweils in eigener Weise „anzureichern“ war.¹³ Es blieb, wenn man so will, eben noch eine Graecomanie in weltbürgerlicher Absicht, die erst in der Folge ihre nationalistische Engführung erlebte.

III. Die Nationalisierung des Ideologems

¹¹ Ebd. S.184f. Vgl. auch Ders.: *Latium und Hellas oder Betrachtungen über das klassische Altertum* (1806), In: ebd., S.136-170.

¹² Humboldt, *Verfall*, a.a.O., S.215: Schließlich müsse man den Griechen „gewissermaßen schon ähnlich gestimmt seyn, um sie zu verstehen.“ Das einzige auf der Identität von Sprache und Nationalgeist beruhende Argument entwickelt Humboldt hier anhand der griechischen „Sehnsucht“ nach Freiheit, für die er außer im Deutschen keine sprachlichen Äquivalente sehe. Vgl. ebd. S.203ff.

¹³ Vgl. etwa Humboldt, *Verfall*, a.a.O., S.213.

Die Zurückhaltung vor nationalistischen Schlüssen ändert sich nämlich bei denen, die sich schon etwa zur selben Zeit der „Nationalbildung“ verschrieben hatten. Inspiriert durch Fichtes 1807/08 gehaltene „Reden an die deutsche Nation“ war diese pädagogische Bewegung, die sich als „vaterländischer Sammelplatz“ all derer verstand, denen an der „Veredelung der deutschen Nation“ gelegen war,¹⁴ ganz darauf ausgerichtet, die neuhumanistischen Kräfte zu bündeln und durch die Reform des Bildungswesen zur Schaffung einer neuen Wirklichkeit in Staat und Gesellschaft beizutragen. Zwar war auch hier noch vollmundig von allgemeiner „Menschheitsbildung“ die Rede, doch sollte dies fortan „mit besonderer Rücksicht auf die eigenthümliche Naturbeschaffenheit der Nation“ geschehen,¹⁵ was die Abwertung anderer Nationen geradezu notwendig mit einschloß.

Konkret bedeutete Nationalbildung dabei einmal die Förderung der deutschen Sprache im Unterricht, schließlich sei sie das einigende Band der zu erziehenden Nation. Es bedeutete komplementär dazu aber auch eine Stärkung des Griechischen, dem dringend der Vorzug vor dem Latein sowie – und darauf kam es eigentlich an – allen „neulateinischen“ Sprachen eingeräumt werden sollte.

Franz Passow, einer der beiden Herausgeber des einflußreichen „Archivs Deutscher Nationalbildung“, begründet diese Forderung wiederum mit der deutsch-griechischen Verwandtschaft: so sei der deutschen Jugend als „dem beginnenden Glied der Menschheit dasjenige am nächsten zu stellen [...], was die innigste Verwandtschaft hat mit dem in ihm zu entwickelnden, und zugleich das vollkommenste, dem Ideal nächste Gegenbild davon aufstellt.“¹⁶ Diese Anforderung aber erfülle nur das Griechische, das mit dem Deutschen den Vorzug teile, eine unverfälschte und lebendige „Ursprache“ zu sein, wie sie bereits von Fichte als Vorzug und primäres Differenzkriterium gegenüber anderen Nationen gepriesen wurde.¹⁷ Das Lateinische dagegen sei, so Passow, in seiner „einseitigen Intensivität“ davon nurmehr ein Schatten – und dessen romanische „Töchter Sprachen“ kaum mehr als „Schutt und Moder von diesem Schatten, durch fremdartige, unverkochte Beimischungen zum Theil barbarischer Zungen zu mangelhaftem Geb[r]äu zusammen gekrüpelt.“ Damit also der noch nicht gefestigten Nation, wie es Passow formulierte, „das angeborene Idiom nicht etwa als

¹⁴ Archiv Deutscher Nationalbildung, hg. von Reinhold Bernhard Jachmann und Franz Passow, Berlin 1812, S.III.

¹⁵ Jachmann, Reinhold Bernhard: Ideen zur National-Bildungslehre. In: Archiv, a.a.O., S.1-45, hier S.15.

¹⁶ Passow, Franz: Die Griechische Sprache: nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutscher Jugend. In: Archiv, a.a.O., S.99-140, hier S.115.

¹⁷ Vgl. Fichte, Johann Gottlieb: Reden an die deutsche Nation, Berlin 1808, S.140f.

verkrüppeltes Zerrbild zurückgespiegelt“ würde, müsse, so die immer wiederholte Forderung, die Bildung primär durch das Griechische erfolgen.¹⁸

Wie schon bei Humboldt so ist auch hier die Ebene der behaupteten Verwandtschaft die der Sprache, von der direkt auf den Charakter und die Vorzüge einer Nation geschlossen wurde. Während dem Griechischen (wie dem Deutschen) Ursprünglichkeit und damit verbunden Lebendigkeit und Einfachheit zukam, habe sich das Lateinische nur einseitig intensiviert und sei daher bloß ein Schatten des Originals, der um so schwächer werden müsse, je mehr sich diese Sprache vom vermeintlichen Ursprung entferne, d.h. je mehr sie sich im Prozeß der Zivilisation romanisiere. Deutlich ist dabei die Verschiebung gegenüber Humboldt zu vernehmen, die ganz offensichtlich der Nationalismus am Vorabend der Befreiungskriege bewirkt hat. Nicht mehr um Anreicherung der höchsten Idee der Menschheit geht es hier, sondern vor allem anderen darum, sich ganz vom Einfluß der romanischen, respektive französischen Kultur zu lösen und ein neues Gegenbild zu finden, an dem die kulturell wie politische angeblich „verkrüppelte“ Nation wieder aufgerichtet werden könnte. Da man hierzu jedoch von politischer Seite tatsächlich auf absehbare Zeit nichts erwarten könne, müsse, so Passow in einem Brief an Johannes Schulze, den späteren preußischen Referenten für das Gymnasialwesen,¹⁹ „die ganze Wiederherstellung der Nationalität von denen und durch diejenigen beginnen, welche die Depositärs der deutschen Art und Kunst sind, also durch den Lehrstand.“

IV. Der Griechenmythos in der Defensive

Daß das Griechische als Lehrfach und das Griechentum als bevorzugter Lehrgegenstand nach den Reformen des Bildungswesens (nicht nur in Preußen) dann tatsächlich eine zeitlang diese Funktion der Nationalbildung einnehmen konnte, zeigen vielleicht die Erinnerungen des Kulturhistorikers Wilhelm Riehl an seine Gymnasialzeit der frühen 1840er Jahre, in denen das neuhumanistische Bildungskonzept längst institutionalisiert und internalisiert war. Im Rückblick schreibt er: „Es fiel uns im Traume nicht ein, zu fragen, was uns denn überhaupt jenes kleine, ferne Land Hellas angehe und jenes fremde, längst versunkene Volk der Hellenen, da die Griechen doch keine Deutschen gewesen seien und Attika nicht im Herzogtum Nassau liege. Wir sahen Griechenland als unsre zweite Heimat an; [...] Ja wir

¹⁸ Passow, Griechische Sprache, a.a.O., S.116. Ähnliche Ausfälle gegen die „Gallomanie“ finden sich in dieser Zeit auch beim Gießener Philologen Friedrich Gottlieb Welcker. Vgl. ders.: Warum muß die Französische Sprache weichen und wo zuerst, Gießen 1814.

¹⁹ Brief Passows an Johannes Schulze vom 24.03.1811, Deutsches Zentralarchiv Merseburg, Historische Abteilung II, Rep.92, Nachlaß Schulze Nr.28, zitiert nach Landfester, a.a.O., S.35.

glaubten sogar, daß das alte Griechenland eigentlich zu Deutschland gehöre, weil die Deutschen unter allen neueren Völkern das tiefste Verständnis für den hellenischen Geist, für hellenische Kunst und Lebensharmonie gewonnen hätten. Wir glaubten dieses nicht im Gefühle nationaler Schwäche, sondern im Ueberschäumen eines nationalen Uebermutes, kraft dessen wir die Deutschen überall für das erste Kulturvolk der modernen Welt, für die modernen Hellenen erklärten. [...] Wir begeisterten uns für unser Vaterland, indem wir uns für Griechenland begeisterten.“²⁰

Selbst wenn man hier den leicht verklärenden Blick Riehls auf seine Schulzeit in Rechnung stellt, so scheinen die Ziele der Neuhumanisten und Nationalbildner angesichts solch symbiotischer Vorstellungen weitgehend aufgegangen zu sein. Doch weder die modische Antikenrezeption noch der Philhellenismus der 1820er Jahre konnten darüber hinwegtäuschen, daß die Hellaspassion von Anfang an nicht unumstritten war und auch der Plan, das Griechische flächendeckend als erste Sprache auf dem Gymnasium durchzusetzen, letztlich zusammen mit dem nationalpädagogischen Anspruch scheiterten sollte.

So gab es nämlich schon sehr bald zahlreiche Stimmen, die die Befürchtung äußerten, daß sich die Jugend in ihrer Begeisterung für das griechische Altertum mit *republikanischen Ideen* oder einem falschen *Kosmopolitismus* infizieren könnte und durch die *Zurückdrängung der christlichen Traditionen* an den Schulen gar an ihrem religiös-sittlichen Bewußtsein Schaden nähme.²¹ Solchen Angriffen, vor allem aber der seit der Romantik zunehmenden Konkurrenz durch die sich emanzipierende Germanenforschung begegneten nun die Vertreter der klassischen Altertumswissenschaften, die in der neuen, von Humboldt konzipierten Universität zu institutionalisierten Sachwaltern des Griechenmythos geworden waren, nun wiederum damit, daß sie sich des Verwandtschaftsarguments bedienten und zudem den belebenden Einfluß der griechischen Antike auf die deutsche Nationalkultur zu thematisieren suchten.

Noch im Jahr der Eröffnung der großen Germanischen Museen in Mainz und Nürnberg 1852, in denen sich der Aufschwung der Konkurrenz um historische Sinnstiftung manifestierte, antwortete der Historiker und Philologe Wilhelm Herbst diesem zusehends schwindenden Einfluß der klassischen Studien.²² Herbst beobachtete den Wechsel des öffentlichen Interesses

²⁰ Riehl, Wilhelm Heinrich: Kulturgeschichtliche Charakterköpfe, Stuttgart 1891, S.44f.

²¹ Siehe zu diesen Vorwürfen ebenfalls Landfester, a.a.O., S.59-66.

²² Vgl. Marchand, Suzanne L.: Down from Olympus. Archaeology and Philhellenism in Germany, 1750-1970, Princeton 1996, S.168-174 sowie zuletzt Sünderhauf, Esther S.: Griechensehnsucht und Kulturkritik. Die deutsche Rezeption von Winckelmanns Antikenideal 1840-1945, Berlin 2004, S.46-53.

hin zur deutschen und mittelalterlichen Vergangenheit genau,²³ sah darin aber gerade keine Rückkehr zur deutschen „Wesen“ – im Gegenteil. Vielmehr sei dies bereits wieder „das Verlassen der von Natur und Geschichte uns angewiesenen Bahnen“, habe sich doch in der Weimarer Klassik und im Umgang mit den Griechen so etwas wie eine deutsche „Nationalliteratur“ überhaupt erst bilden können.²⁴ Der Niedergang der neuesten Literatur, wie ihn Herbst zu konstatieren meinte, zeige vielmehr, daß es hier keinesfalls eines beliebigen Gegenbildes bedürfe, sondern eines sowohl neutralen und der Tagespolitik enthobenen wie, und darauf kommt es hier an, zugleich verwandten Musters, wie es für die Deutschen eben nur die Griechen seien.²⁵ In den zentralen Kapiteln seiner Apologie geht es Herbst deshalb darum, diese Verwandtschaft ausführlich zu begründen und wie die Autoren vor ihm bedient auch er sich dabei des schon bekannten Dualismus’ von römischem und griechisch-germanischem Geist, dem zufolge „wir den Griechen [nicht nur] innerlich näher stehen als z.B. den Franzosen“, sondern uns sogar von der römischen Welt in allem „abgestoßen“ fühlen.²⁶

Die Gründe hierfür liegen wie schon bei Humboldt in einer ganzen Reihe von konstruierten Ähnlichkeiten. Nicht nur gebe es da eine gleiche „Naturanlage“, in der „das wesentlich geistige und ideelle Element“ überwiege,²⁷ auch der Charakter sei, so Herbst, bei beiden Völkern durch den „Hang zur Freiheit und Unabhängigkeit“ ebenso geprägt wie durch „einen hohen Grad von Dehnbarkeit“ auf praktischem wie geistigem Gebiet. Außerdem litten beide unter denselben politischen Erlebnissen: Nicht nur der Dualismus Österreichs und Preußens fände nämlich seine Analogie bei den Griechen – hier im Konflikt Spartas und Athens –, sondern auch die jüngsten Freiheitskämpfe sehe man dort vorgebildet, denn, so Herbsts rhetorische Frage, „unsre Freiheitskriege, sehn die den hellenischen [gegen die Perser, R.P.] nicht schlagend ähnlich?“ Überhaupt zeigten sich für Herbst alle neueren Schicksale Deutschlands in Hellas gleichsam komprimierter, einfacher und klarer, weshalb den Deutschen eine „gewisse Sympathie für das so vielfach gleichgeartete und gleichgeführte Volk“ mehr liege als irgend einem anderen. Und noch ganz im Rausch der Analogien schließt

²³ Vgl. Herbst, Wilhelm: Das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung, Leipzig 1852, S.58 u. 64: So nähmen die Studien der deutschen Geschichte „als Kinder und Lieblinge der Zeit und der öffentlichen Meinung ganz die Stelle der classischen Philologie ein. [...] Nicht, dass die classischen Studien aufgehört hätten, aber sie traten in der öffentlichen Meinung zurück und an ihre Stelle die germanischen.“

²⁴ Ebd., S.147f. Dabei könne, so Herbst (ebd. S.142), „von einer Nachahmung, auch nur der Form, [bei der dt. Klassik, R.P.] natürlich keine Rede sein, sondern nur von einer indirecten Einwirkung auf das Vermögen, unsern innern Gehalt zu gestalten.“

²⁵ Ebd., S.148f.

²⁶ Ebd. S.150.

²⁷ Vgl. auch zum Folgenden ebd. S.151-162. Zur Verwandtschaft der „reingeistigen Aeusserungen“ vgl. ebd. S.162ff.

Herbst seine Aufzählung schließlich mit dem Ausruf: „Ja, Griechenland [das] ist das Deutschland des Alterthums.“²⁸

So selbstbewußt diese Gleichsetzung dabei aber auch klingen mag, so ändert es doch nichts daran, daß es sich hier, anders als bei Humboldt oder Passow, um nichts mehr als ein Verteidigungsargument handelt, das angesichts der zunehmenden Zweifel an der gesellschaftlichen Relevanz der Altertumswissenschaften, die zudem noch durch Forderungen nach realistischem Gymnasialunterricht verstärkt wurden, massiv auf die nationalistische Karte setzte.²⁹ Auch bei Ernst Curtius, dem berühmten Ausgräber Olympos und Erzieher des späteren Kaisers Friedrich III., finden sich nämlich zeitgleich ähnliche Argumentationsmuster. So stellt Curtius selbst die Möglichkeit in den Raum, daß die „umbildende Kraft“ der Hellenen als „gefährlich“ angesehen und „unheimliche Besorgniß“ erwecken könnte, wolle man sich „doch nicht selbst verlieren, noch auf die besondere Berechtigung unserer Zeit und unserer Nation verzichten.“³⁰ Curtius entgegnet dieser offensichtlich virulenten Sorge daher wie schon Herbst mit dem Verweis auf die deutsche Klassik. Statt als Nation unterzugehen, habe es dort doch „die innigste Verschmelzung des hellenischen und deutschen Geistes“ gegeben, so daß man Goethes Dichtungen „eben sowohl hellenisch wie deutsch nennen könnte.“ Ja noch mehr als das. In dieser „hellenisch angeregten Zeit“ sei zum ersten Male überhaupt wieder der „Zusammenhang mit unserer germanischen Vorzeit wiederhergestellt“ worden, denn: „Durch Homer sind wir zu den Nibelungen gekommen, die Hellenen haben uns zu uns selbst und zur Natur zurückgeführt.“³¹

Die Strategie Curtius' ähnelt hier wieder ganz derjenigen bei Herbst. Unter äußeren Legitimationsdruck geraten argumentieren beide damit, daß erst durch die „innigste Vermählung des hellenischen und deutschen Geistes“ eine deutsche Nationalkultur habe entstehen können, die, wie es wenig später heißt, sich von der „geistigen

²⁸ Ebd. S.162. Diese Formulierung von Griechenland als dem „Deutschland des Alterthums“ findet sich auch schon im Vorwort zur zweiten Auflage von Niebuhrs Übersetzung der ersten philippischen Rede des Demosthenes, die dieser 1805 dem russischen Zaren gewidmet hatte und die er 1831 kurz vor seinem Tod noch einmal veröffentlichte. Vgl. Demosthenis erste philippische Rede. Im Auszug übersetzt und mit einem Vorwort von B.G.Niebuhr, Hamburg 1831, S.6.

²⁹ Zu diesem „defensiven Nationalismus“ vgl. Sünderhauf, a.a.O. Zahlreiche Belege finden sich dazu auch in den einschlägigen Artikeln der vom Württemberger Gymnasialdirektor K.A. Schmid 1859-1875 herausgegebenen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens“, in denen litaneiartig die Bedeutung der Klassischen Studien für die Bildung des Nationalbewußtseins herausgestellt wird. Vgl. dazu auch Rüegg, a.a.O., S.271-274.

³⁰ Curtius, Ernst: Die Kunst der Hellenen (1853). In: Ders.: Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge, Bd.1, Berlin 1882, S.78-93, hier S.89f.

³¹ Ebd. S.90.

Fremdherrschaft“ der romanischen Kultur befreit hat und damit „zu sich selbst“ kommen konnte.³² Die besondere Affinität beider „Volksgeister“, die das griechische Erbe in den Bestand nationaler Identifikationsmuster hinüberretten bzw. diesen wesentlich formen sollte, geht also auch hier wieder mit der Preisgabe alles Romanischen, und d.h. mit einer impliziten Frankophobie einher.

Daß sich jedoch auf diese Weise die angestrebte Exklusivität des humanistischen Gymnasiums nicht mehr verteidigen ließ, versteht sich ob des hier bloß noch defensiven und rückwärtsgewandten Nationalismus von selbst. Denn wenn der Nationalismus von einem Hilfsargument zum programmatischen Zentrum auch der Altertumswissenschaften wird, dann kann man sich letzterer doch gleich ganz entledigen – ein Schluß, den Wilhelm II. dann tatsächlich 1890 auf der 2. Preußischen Schulkonferenz gezogen hat und dort mit dem fortan kanonischen Dictum: „wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer“ dem deutschen Griechenmythos letztlich den Todesstoß versetzt hat.³³

V. Schluß

Die bisher geschilderte Reihe konstruierter deutsch-griechischer (Wahl-) Verwandtschaften ließe sich trotz dieses letzten für die deutschen Philologen einschneidenden Ereignisses ohne weiteres bis weit ins 20. Jahrhundert fortsetzen, wobei sich (parallel zum weiter zunehmenden Bedeutungsverlust der griechischen Sprache) an der defensiven Funktion wenig ändert.³⁴ Die enge Bindung dieses Theorems an den aufkommenden Nationalismus und damit auch an den so verhängnisvollen Gegensatz Deutschlands und Frankreichs dürfte aus dem Bisherigen aber hoffentlich deutlich geworden sein. Wie groß dabei der Anteil des auf diesem Theorem beruhenden pädagogischen Konzepts an der Festigung und Perpetuierung dieses Gegensatzes

³² Ebd. S.91 und Curtius, Ernst: Der Weltgang der griechischen Kultur (1853). In: Ders., a.a.O., S.74. In Curtius' singulärem Verweis auf die Pelasger als „einem uns verwandten Zweige der arischen Völkerfamilie“ zudem die Konstruktion einer stabilen Verwandtschaft auf „rassischer Grundlage“ zu sehen, wie dies Sünderhauf, a.a.O., S.49 anregt, übersieht m.E. aber die Bedeutung der vielen transitorischen Metaphern (Verschmelzung, Verbindung, Vermählung etc.), die gerade den tätigen Prozeß der Aneignung (und nicht nur Nachahmung) betonen sollen.

³³ Vgl. die Rede des Kaisers in: Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin 4.-17.Dezember 1890. In: Deutsche Schulkonferenzen Bd.1, Berlin 1891, S.72f. (ND Glashütten 1972).

³⁴ Vgl. etwa Roethe, Gustav: Humanistische und nationale Bildung (1905), Berlin ²1913, S.28: „Rom und Hellas bergen die Schlüssel zur nationalen Selbsterkenntnis.“ Während Rom die Deutschen nämlich durch „harte, aber unendlich segensreiche Schule“ bildete, habe „Hellas [...] uns in wunderbarer Kongenialität gesteigert über uns selbst hinaus und doch auf unserer Bahn.“ Einen Sonderfall stellen hier jedoch die abstrusen Versuche dar, im Kontext des Nationalsozialismus eine „leib-seelische Verwandtschaft der alten Griechen mit der nordischen Welt“ zu konstruieren, scheint es doch dort mehr darum gegangen zu sein, die eigene Gegenwart zu „veredeln“, als die Altertumswissenschaften zu legitimieren; vgl. Böckmann, Paul: Hellas und Germanien. Entstehung und Bedeutung der griechisch-deutschen Lebenseinheit. In: Von deutscher Art in Sprache und Dichtung, Stuttgart 1941, S.341-404 (Zitat, S.341), Jaensch, Erich Rudolf: Hellas und wir, Athen 1939 oder Bäumlner, Alfred: Hellas und Germanien . In: Ders.: Studien zur deutschen Geistesgeschichte, Berlin 1937, S.295-311.

war, ist zwar nicht mit letzter Bestimmtheit zu sagen, wohl aber läßt sich die Bedeutung erahnen, die es in Verbindung mit der Griechen-Römer-Antithese für die Bildung einer nationalen Identität haben konnte – bot es doch hier nicht nur ein geschichtlich mehr oder weniger fundiertes Sample an ausnahmslos positiven Bezugspunkten für die Bildung der eigenen Identität, sondern es enthielt auch genug Anknüpfungspunkte für die Legitimation zeitgenössischer Xenophobien.

Daß sich die weltbürgerliche Griechenfeier der frühen Neuhumanisten (Humboldts oder Schillers) dabei zur bloßen Aufrechnung nationaler Eigenheiten verkehren konnte, ist zwar nicht allein auf die hier skizzierte „Grille“ Humboldts zurückzuführen, doch ohne sie hätte sich die „Tyranny of Greece over Germany“ (E.M. Butler) nicht so ohne weiteres in andere Tyranneien umlenken lassen.